

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 39 (1963-1964)
Heft: 10

Artikel: Es roch nach Schwarzpulver : Gewöhnliches und Ungewöhnliches aus dem Alltag eines Brandinspektors
Autor: K.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073819>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ES ROCH



Illustration von Heinz Stieger

NACH SCHWARZPULVER

Gewöhnliches und Ungewöhnliches aus dem Alltag eines Brandinspektors

Von Dr. K. B.

Wenn es irgendwo brennt, bringt am nächsten Morgen die Zeitung einen mehr oder weniger ausführlichen Bericht darüber, wo der Brand ausgebrochen ist, welcher Schaden entstand, wie lange die Feuerwehr zum Löschen hatte – kaum je aber wird der Leser über die Ursache des Brandes aufgeklärt. In den meisten Fällen ist das auch gar nicht möglich. Die Polizei und ihre wissenschaftlichen Dienste, deren Aufgabe die detaillierte Abklärung ist, brauchen oft Tage, Monate und manchmal sogar Jahre, bis sie ein eindeutiges Ergebnis gefunden haben. Und dann interessiert sich natürlich kein Mensch mehr für die Ursache des weit zurückliegenden Brandes. Oder doch?

Als Brandinspektor einer Versicherung habe ich direkt mit der Eruiierung des Brandherdes und eines allfälligen Urhebers eigentlich nichts zu tun. Aus den Fehlern der andern aber lernt man gerne, und deshalb interessiert es jede Feuerversicherungsgesellschaft, aus welchen Ursachen Brände, Explosionen und so weiter entstehen. Daraus lassen sich beispielsweise manche guten Ratschläge zur Brandverhütung ableiten, und die Statistik über die Brandursachen gibt uns Hinweise für die Klassierung der verschiedensten Versicherungsobjekte und ihre Tarifierung. Darum brennt jeder Brandschadeninspektor – auch ich – darauf, die Brandursachen kennen zu lernen.

Man kommt da manchmal auf merkwürdige Fährten ...

Sprengpatronen im Schlafzimmer

Das Wichtigste bei jedem Schadenfall ist, daß man so schnell wie möglich am «Tatort» eintrifft und daß dort nichts verändert wird. Aber das ist leider gar nicht immer möglich.

Letzte Woche telephonierte man mir, in E. habe es einen Zentralheizungskessel auseinandergejagt. Ich solle einmal nachsehen. Selbstverständlich ging ich hin. Aber dort hatte ich nicht mehr viel zu tun: Die Explosion hatte sich schon vor drei Tagen ereignet. Alles war wieder fein säuberlich in Ordnung gebracht – und bereits war auch ein neuer Kessel montiert worden. Man vermutete, daß jemand Gewehrpatronen in den Ofen geworfen habe. Ausgerechnet! – Aber es blieb bei der Vermutung.

Etwas mehr Glück hatte ich im folgenden Fall:

Eine Bäuerin im Jura begann morgens um 6 Uhr mit ihrer großen Wäsche, welche sich auch noch in den Mittag hineinzog. Beim Zmittagkochen kam ihr aus unerklärlichen Gründen plötzlich ein längst vergessener Sack alter, zweifellos verdorbener Kaffeebohnen in den Sinn. Sie holte ihn aus dem Vorratschrank und beförderte ihn ohne Umschweife, unbeesehen – in das Feuer des Waschkessels. Ordnung muß sein!

Das hatte nun aber die Frau nicht gut gemacht! Kaum war der Sack im Ofen, ging ein Heidenkra-wall los, es knallte nach allen Seiten, der Waschkessel wurde an die Decke hinaufgeschleudert, und das heiße Wasser ergoß sich über die Frau.

Was da knallte, war nicht dem Koffein zuzuschreiben. Der Sack enthielt, wie sich später herausstellte, nicht Kaffee, sondern granuliertes Schwarzpulver, das der Mann zum Sprengen der Baumstöcke verwendet hatte. Auch er hatte den Sprengstoff längst vergessen, sonst hätte er mir nicht in der größten Unschuld erzählt: «Ça sentit la poudre noire! – Es roch nach Schwarzpulver!» – und mir damit auf die Spur geholfen. Ich habe die Rückstände auf Nitrat und Sulfat geprüft und habe beides gefunden.

Eines Tages telephonierte mir der Gerichtschemiker, ob ich mit ihm kommen könnte, er habe eine Rauchgas-Explosion abzuklären, aus der er nicht recht klug werde. (Zu Rauchgasexplosionen kommt es jeweils, wenn ein Ofen schlecht zieht; anstatt, daß das Material verbrennt, mottet es nur. Und dann kommt einer, öffnet das Ofentürchen, der nötige Sauerstoff fließt zu – und das Gas entzündet sich mit einem gewaltigen Knall.)

Es handelte sich um einen Kachelofen, von dem aber jetzt nur noch der Sockel stand! Das Unglück hatte sich nach 22 Uhr ereignet, als schon die ganze Familie im Bett war. Neben dem Ofen hatte ein sechsmonatiges Kind in der Wiege gelegen, und im selben Raum schliefen auch die Eltern und drei weitere Kinder. Gewaltige Sprengstücke sind durch die Stube geflogen, aber es hat zum Glück und merkwürdigerweise niemandem etwas gemacht, nur die Frau trug am Ellenbogen eine Quetschwunde davon.

Die Untersuchung des Ofeninhaltes brachte nicht die gewünschte Erklärung. Es schien etwas, allerdings wenig Holz verbrannt worden zu sein, und es ergab sich eigentlich gar nicht das typische Bild einer Rauchgasexplosion.

Mein Kollege begann sich umzusehen. Plötzlich ging er auf die Wand zu und zog aus derselben ein kleines Metallsplitterchen. Wir waren uns einig, daß es sich da um ein Aluminiumstückchen handelte, ein kleines unscheinbares Blechlein. Wir suchten weiter und fanden noch drei solcher Stücklein sowie ein bißchen Zündschnur. Ein weiterer Fund war eine merkwürdig vertätschte Büchse, welche uns aber vorderhand nicht weiterhalf. Wir begannen, den Ofen wieder zusammenzusetzen, um herauszufinden, wo die Explosion ihren Ursprung hatte.

Aus unserem «Wiederaufbau» ging hervor, daß im Ofenguggeli die Schlagstelle liegen mußte. Von dort mußte die ganze Wucht ausgegangen sein. Bei den Blechlein handelte es sich um Teile von Zündkap-

seln, welche die Bauern im Frühling zum Sprengen brauchen. Wahrscheinlich hatte also jemand die Büchse mit den restlichen Sprengschüssen nach Gebrauch ins Ofenguggeli versorgt, und im Herbst, als man wieder einheizte . . . ging dann die Sache los.

«Pommes-frites-Brand»

«Beliebt» sind bei vielen Frauen Gasolin- und Bodenwichsebrände.

Damit man die Bodenwiche gut auftragen kann, sollte sie natürlich so weich wie möglich sein. Nichts einfacher als das: Man stellt die Büchse auf die Herdplatte, schaltet ein und wischt unterdessen die Stube. Die Wiche wird langsam flüssig, das in ihr enthaltene Terpentin verdunstet – und dann geht es gar nicht mehr lang, bis sich die ganze Sauce entzündet und die Küche lichterloh brennt.

Außerordentlich gefährlich ist auch das falsche Hantieren mit allerhand Kleiderputzmitteln, vor allem mit Gasolin und Benzin. Es gibt empfindliche Stoffe, die man anstatt mit Seife in einem Gasolinbad wäscht. Nachher hängt man die Kleider über der Badewanne oder in der Küche auf und geht weg, um Kommissionen zu machen. Unterdessen verbreiten sich die Gasolindämpfe in der ganzen Wohnung. Der Briefträger läutet – und wird, anstatt von einer freundlichen Hausfrau, von einer grauenhaften Explosion empfangen. Der Funke der Hausglocke hatte für eine Entzündung genügt.

Ganz besonders geschickt funktionierte eine Frau in W. mit Petrol an ihrem Holzherd. Seit Jahren tat sie es, leerte vor dem Anfeuern einen schönen Gutsch über das trockene Holz und heizte dann ein, daß es eine Freude war. Als ihr Schwiegersohn sie einmal auf die Gefahr aufmerksam machte, antwortete sie ihm: «I weiß dank scho, was es lide ma. I mache das sit füfzg Jaar e so!»

Nun gut, sie feuerte also weiter mit Petrol. Alter schützt vor Torheit nicht. Und eine Woche später wurde ihr die geniale Methode zum Verhängnis: Sie schichtete das Holz über die Asche, die noch im Ofen war, und holte dann die Petrolkanne. Für das Anzünden brauchte sie dann aber nicht mehr zu sorgen, ihr Feuer ging vorher los – unter der Asche hatte es noch Glut gehabt! Mit schweren Brandwunden lag die alte Frau im Spital. Sie erzählte mir den Hergang des Unglücks und sah, leider zu spät, ihren Fehler ein. Nach ein paar Tagen fand sie den Tod.

Was so ungefähr jeden zweiten Tag vorkommt, ist ein sogenannter «Pommes-frites-Brand». Die junge Hausfrau ist in Aufregung. Die Schwiegereltern kommen zu Besuch. Sie stellt die Pfanne beizeiten auf den Herd, damit das Oel während dem Salatanmachen schon heiß wird. Dann geht sie noch ins Badezimmer und bringt ihre Frisur in Ordnung – und schon ist es geschehen: Bei ihrer Rückkehr in die Küche dringt ihr ein heißer Oelrauch entgegen. Es brennt. Es herrscht das absolute Chaos: Der Besuch kommt fast gleichzeitig mit der Feuerwehr. Die Frau beteuert tränenüberströmt ihre Unschuld. Die Polizei aber ist anderer Ansicht. Nach drei Wochen erhält die Jungverheiratete ihre erste Buße: «Fr. 50.– wegen fahrlässiger Brandstiftung» steht auf dem amtlichen Zettel.

Im Bahnhof wie im Ferienhäuschen

Häufiger sind in letzter Zeit auch die Brandfälle mit Butagas. An sich ist gegen dessen Verwendung sicher nichts einzuwenden – wenn man darauf achten würde, daß der Schlauch, der von der Gasbombe zum Brenner führt, dicht ist, oder noch besser: Wenn man den Haupthahn nach Gebrauch immer abstellen würde.

An einem Pfingstmontag waren neue Mieter in eine Ferienwohnung in A. eingezogen. Der Znacht wurde auf dem Kocher zubereitet. In der Nacht haben die Kinder erbrochen. Am Morgen ging der Mann in die Küche und zündete sich eine Zigarette an – worauf ein Donnerkrachen das ganze Haus erschütterte. Alle vier Wände wurden nach außen gedrückt, das Haus also förmlich ausgeweitet. Mit schweren Brandwunden wurde der Vater ins Spital gebracht. – Ursache: Der Haupthahn war nicht vorschriftsgemäß zuge dreht worden, das Gas strömte aus und sammelte sich, da es schwerer ist als Luft, auf dem Boden – immerhin hatte die Gasschicht offenbar bald eine gewisse Höhe erreicht, so daß die Kinder davon einatmeten und erbrechen mußten.

Bei einem Bahnhofumbau in meiner Gegend wollte man, um schneller betonieren zu können, das Austrocknen etwas forcieren. In der Nacht wurden also zwei mit Gas geheizte Infrarotstrahler aufgestellt und, um die Wärme gut zusammenzuhalten, wurde der Raum abgeschlossen. Man dachte nicht daran, daß diese Gasstrahler viel Luft brauchen zum Brennen.

Bald war also die Luft aufgebraucht und die Flamme verlöschte, aber das Gas strömte natürlich weiter aus. Am Morgen konstatierten die Arbeiter bloß, daß die Flamme nicht mehr brannte – und ihre erste Bewegung war der Griff nach der Zündholzschachtel.

Es gab einen Mordschlapf. Der Bahnhof flog buchstäblich in die Luft. Der Bahnhofvorstand, der noch geschlafen hatte, wurde durch den Druck, mit samt dem Bett, an die Luft befördert und landete, wohl erstaunt aber unverletzt, einige Meter neben dem Gebäude im Freien. Die fünf Arbeiter hatten Glück gehabt. Sie kamen, im Verhältnis zur Gewalt der Explosion, eigentlich mit geringen Verletzungen davon.

Es ist offenbar nicht jedem gegeben, mit Gas umzugehen. Das Gas ist schon recht, aber man sollte bei der Verwendung wenigstens die minimalsten Sicherheitsmaßnahmen beachten. Wird es denn nicht immer wieder gesagt, daß man den Haupthahn nach Gebrauch schließen und daß man für eine genügende Lüftung sorgen soll?

Die falsche Scheu

Eigenartig und manchmal unglaublich ist das Verhalten der Leute bei Brandfällen.

Ich denke da an einen Brand in einem Altersheim, der fünf Tote forderte. Das Feuer hatte seinen Ursprung im obersten, voll ausgebauten Stock. Eines Abends nach 23 Uhr entdeckte ein Insaße, daß es dort ganz hinten im Gang brannte. Er weckte zwei weitere Insaßen, und die drei versuchten nun, den Innenhydrant in Betrieb zu setzen, was aber leider nicht gelang. Sie ratschlagten, ob man nicht vielleicht die Nachtschwester holen sollte, aber keiner getraute sich, im Nachthemd vor die Respektsperson zu treten. Man zog sich also in das Zimmer zurück und kleidete sich notdürftig an. Durch das Öffnen der Türen bekam das mottende Feuer Luft und breitete sich unglaublich schnell aus. Ein dicker Rauch entwickelte sich. Ein Passant hörte aus dem Fenster noch um Hilfe rufen, dann aber versank der Rufende im Rauch.

Wie man nachträglich rekonstruiert hat, war das Öffnen der Fenster entscheidend dafür, daß sich ein Großbrand entwickeln konnte. Hätte man dem Feuer nicht mit der frischen Luft von draußen soviel Sauerstoff zugeführt, so hätte man es wohl noch unter Kontrolle gebracht.

Bei der Untersuchung des Brandherdes fanden wir in der Asche einen kleinen Spiritbrenner. Man vermutete, die Männer hätten sich im Dachstock zu später Stunde noch zu einem «Budenfest» zusammengefunden und sich einen Kaffee gebraut. Ein Journalist, der diese Vermutung aufschnappte, schrieb diese «Erklärung» groß in seine Zeitung. Aber er war etwas voreilig gewesen: Einwandfrei konnten wir nämlich feststellen, daß der Kocher aus dem Windenboden stammte, und erst, als dieser durchgebrannt war, in die darunter liegende Etage fallen konnte. Die wirkliche Brandursache konnte leider nicht mehr festgestellt werden. – Eine Zigarette?

Verstopfung

Im Nebelspalter figurierte kürzlich ein guter Witz, der mir eine alte Erinnerung wachrief: An einer Tankstelle läßt ein Automobilist seinen Wagen auf-tanken. Während der Tankwart das Benzin einfüllt, zündet der Autobesitzer sich eine Zigarette an.

«Macht Fr. 54 024.–», meint der Tankwart.

«Wie bitte?»

«Ja, 54 000 Franken für die neue Tankstelle und 24 Franken für das Benzin.»

Nun, am Neuenburgersee ließ ein Mann an einem heißen Julitag sein Motorboot auftanken. Eigentlich hätten 30 Liter Platz haben sollen, nach 15 Litern jedoch floß der Tank bereits über. Der Tankwart wischte mit einem Schwamm das übergelaufene Benzin schnell ab und kassierte ein. Und der Herr Bootsbesitzer betätigte den Anlasser – ein Funke, ein Knall zwei Mann über Bord und drei mit schweren Verbrennungen war das Resultat.

Nachdem alle Beteiligten wieder einigermaßen handlungsfähig waren, gingen sie vor den Kadi. Jeder war der Ansicht, der andere sei schuld. Ich wurde als Experte beigezogen. Die Bootstrümmer fand ich in einer Werft weit hinten in einem Schopf und betrachtete dort das Wrack eingehend.

Der Bootsbesitzer warf dem Tankwart vor, er habe ihm den Motor seinerzeit nicht fachmännisch repariert. Seit er nämlich in Revision gewesen sei, habe der Motor «gestottert».

Beiläufig wurde in der Untersuchung erwähnt, daß der Bootsbesitzer, anstelle des üblichen Deckels mit Gewinde, einen Korkzapfen als Tankverschluß gebraucht habe. Es war somit bald klar, daß der Zap-

fen die Ursache für das Stottern gewesen sein mußte. Durch den luftdicht abschließenden Korken nämlich entstand im Tank ein Vakuum, der Motor erhielt nicht mehr genügend Treibstoff und setzte aus. Der Schraubverschluß hätte das verhindert, denn in jedem solchen Deckel ist ein kleines Löchlein angebracht, das das Nachfließen der nötigen Menge Luft ermöglicht. Der Motor war völlig sachgemäß revidiert worden – aber der Zapfen hatte einen falschen Weg gewählt: er war durch das infolge des Benzinverbrauchs im Tank entstandene Vakuum in die Benzinleitung gesogen worden und hatte diese verstopft.

Der Fall war erledigt: Die Schuld fiel eindeutig auf den Bootsbesitzer. Und der Prozeß hatte sich für den Tankwart gelohnt.

Eine andere Art von Verstopfung, die bei einem Brand ungewohnte Folgen hatte, war diese:

Der Besitzer einer Weberei wollte mit einem Löschapparat ein kleineres Feuer bekämpfen. Er schlug den Apparat, wie es auf der Anweisung stand, vor Gebrauch auf den an seiner Spitze befindlichen Knopf. Anstatt daß dann aber der Löschaum herausstritzte, explodierte dabei die ganze Bombe und zertrümmerte dem Webereibesitzer das Bein.

Wie sich nachträglich erklären ließ, war dieser Unfall ganz auf eigenes Verschulden zurückzuführen: Vor ein paar Wochen hatte der Mann den Löschapparat höchst persönlich neu aufgefüllt. Aus Unachtsamkeit verlor er dabei die dazugehörige Abschlußmembrane und ersetzte diese dann kurzerhand durch ein Stücklein Karton aus einer Postkarte. Er hatte nicht damit gerechnet, daß das Papier der Eidgenössischen Postverwaltung so außerordentlich solid ist, daß es sogar dem Druck eines Feuerlöschapparates widersteht! So ging der Schuß eben nicht vorne, sondern auf der Seite hinaus.

«Längi Zyti»

Wieder einmal war ein Bauernhaus aus unerfindlichen Gründen niedergebrannt. Die Vermutung ging dahin, daß irgend eine alte, brüchige Leitung gezündet haben könnte. Ein Elektrotechniker untersuchte deshalb den Schutt, fand aber nicht den geringsten Anhaltspunkt. Schließlich blieb er ratlos vor dem Sicherungstableau stehen und betrachtete die Sicherungen, als sich das dreizehnjährige Pflegekind des Hauses zu ihm gesellte. Zum Scherz meinte er zu ihr: «Soo, säg einisch, warum hesch du da zöislet?» –

worauf das Kind den Arm vors Gesicht hält und los-schluchzt: «I ha drum längi Zyti ghaa!»

Die merkwürdige Überlegung der Brandstifterin war, daß sie wohl wieder nach Hause zurückkehren könne, wenn das Haus ihrer Pflegeeltern nicht mehr da sei. Diesmal war es also nicht die elektrische Installation gewesen!

Um einen ganz ähnlich gelagerten Fall handelte es sich beim Brand im Grimsel-Hospiz vor ein paar Jahren. Ein junger Deutscher, in Holland aufgewachsen, war dort als Kellner in Stellung. Sein Leben lang hatte er bis dahin im Flachland gelebt, nun aber wollte er unbedingt als Kellner in die Schweiz. Auf der Grimsel geriet er in eine lange Schlechtwetterperiode. Er bekam den Koller, und in seiner Gemütsverfassung wußte er sich nicht anders zu helfen, um hier oben wieder wegzukommen, als daß er Feuer legte.

Eines Tages ging er in sein Zimmer und zündete dort kurzerhand den Papierkorb an. Hierauf kehrte er ins Hotelrestaurant zurück, stärkte sich an einem Cognac und harrete der Dinge, die da kommen sollten.

Ein Ehepaar, das in diesem Moment von einer Anhöhe zum Hotel hinunterstieg, berichtete nachher, es habe das Feuer im hinteren Teil des Hauses von Anfang an gesehen, es sei ihnen aber leider nicht möglich gewesen, früher Meldung zu erstatten – denn die Frau sei infolge der hohen Absätze ihrer Schuhe auf dem holperigen Sträßchen nur sehr langsam vorwärts gekommen.

Nachdem der Portier schließlich von den beiden doch noch erreicht und benachrichtigt worden war, eilte er mit dem Feuerlöscher durch den Korridor, riß die Türe zu dem Zimmer auf, aus dem bereits Rauch drang – und gab dem Feuer damit den nötigen Zuschuß an frischer Luft. Blitzartig wurde der Brand durch das ganze Gebäude getragen...

Da man dem Burschen nachweisen konnte, daß er zur Zeit, als das Feuer ausbrach, in seinem Zimmer gewesen sein mußte, gestand er nach längerem Leugnen seine Tat.

Scheinbar ein klarer Fall

Eine sehr harte Nuß wurde mir einmal an einem Samstagmorgen vorgelegt, just als ich in die Ferien verreisen wollte. Durch das Telephon vernahm ich, die Scheune des Pfarrhauses in O. sei heute nacht niedergebrannt. Brandstiftung liege sicher nicht vor,

der Pfarrer sei doch in der ganzen Gegend so beliebt.

So begann ich eben meine Nachforschungen. Der Brandherd lag mitten in der Scheune, wo die Treppe zur Heubühne hinaufführte. Ich fand dort Überreste eines alten Waschkessels, der, wie man mir sagte, zum Aufbewahren von Asche gedient hatte. Wie ich weiter vernahm, hatte tags zuvor die Frau Pfarrer auf dem Herd in der Waschküche Früchte sterilisiert und, als das Feuer nicht richtig «ziehen» wollte, den Kaminfeger zum Rußen kommen lassen. Der habe dann allerhand verkohltes Zeug aus dem Herd herausgegrübelt und in den Waschkessel in der Scheune geworfen.

Als ich dieses halbverbrannte Holz auch wirklich im Waschkessel drin fand, war für mich klar, daß der Brand von hier aus gegangen sein mußte. Die verbrannte Stelle auf dem Boden deutete darauf hin, daß im Kessel durch das Weitermotten eine genügend große Hitze entstanden sein mußte und daß sich allerhand herumliegendes brennbares Material wie Stroh, Papier, «Spinnhupeln» und so weiter schließlich entzündete.

Ich war froh, daß ich dem Pfarrer nun die lückenlose Beweiskette unterbreiten konnte. «Jaa, bitte schön», meinte dieser aber, «dä Chübu isch de gar nie unger dere Stäge gstange!»

Einen Augenblick stutzte ich und forschte weiter. Und endlich glaubte ich am Ziel zu sein: Die Magd gab nämlich zu, daß sie am Abend vorher den Kessel unter die Treppe geschoben habe, da er ihr beim Schließen des Scheunentores im Wege gestanden habe.

Nun konnte ich doch noch in die Ferien verreisen.

Davor ist niemand gefeit, aber...

Drei Jahre später lag eines Morgens plötzlich ein kolossal dickes Dossier auf meinem Schreibtisch. «Dossier Dr. med. dent. E... An Brandversicherung zur Kenntnisnahme», stand auf dem Deckel.

Ich begann darin zu blättern. Es handelte sich also um einen Zahnarzt, der als Geistesgestörter in dieser Gemeinde – warum beim Pfarrer? – Feuer gelegt hatte, weil seine Bewerbung auf Übernahme der Schulzahnpflege abgewiesen worden war. Daneben hatte er in der halben Schweiz eine ganze Reihe von Brandstiftungen in Häusern von abgesprungenen Patienten auf dem Gewissen. Ein paar Mal hatte er

seine Praxis verlegt, aber nirgends hatte er Anklang gefunden.

Auf den Schlich war man ihm so gekommen: Eines Morgens in der Dämmerung entdeckte ein Bursche, der spät von einem Anlaß heimkehrte, in einer Scheune in B. ein Licht. Bei näherem Zusehen gewahrte er eine brennende Kerze, die in einem Stück Karton steckte und von einigen mit Petrol getränkten Putzfädenzöpfen umgeben war. Er ging hin und machte das einzig Richtige: Alles ließ er unberührt, blies die Kerze aus und telephonierte der Polizei.

Aber auch der polizeiliche Fahnder ging ausgesprochen geschickt vor: Er nahm das Kartonstück, in dem die Kerze steckte, und ging damit zu einem Kartonfabrikanten in der Gegend. «Das ist nicht aus meiner Bude, aber ich glaube, es könnte aus der Kartontagefabrik C. stammen. Fragen Sie einmal dort!»

Der Fahnder zog also weiter in dieses zweite Unternehmen, und dort konnte man ihm haargenau sagen, daß Packungen aus diesem Karton für eine Chemische Fabrik in Basel hergestellt worden seien. In Basel bestätigte man den Befund und ergänzte, daß man in diesen Kartonschächtelchen Muster einer neuen Zahnpasta an Zahnärzte verschickt habe.

Der Weg zu dem eigenartigen Kauz von einem Zahnarzt, den man seit ein paar Jahren im Dorf hatte, war nun nicht mehr weit. Bei einer Hausdurchsuchung fand man in seiner Praxis noch größere Vorräte des gleichen Materials, das vermutlich dem gleichen Zweck hätte dienen sollen.

Eine ganze Reihe nicht abgeklärter Brände fand damit ihren Aufschluß. Mich freute am meisten, daß nun nach Jahren unerwartet doch die Unschuld der Magd am Brand im Pfarrhaus festgestellt werden konnte.

Vor Geisteskranken ist niemand gefeit, aber es kommt auch da sehr darauf an, wie sich die Umgebung verhält. Mit Vernunft und Aufmerksamkeit kann zumindest die Entdeckung beschleunigt werden. In allen anderen erwähnten Fällen hätte sich sogar bei etwas mehr Vorsicht ein Brand verhindern oder doch der Schaden vermindern lassen. Stets war menschliches Versagen beteiligt.

Nun, wir sind wahrhaftig nicht vollkommen. Das wollen wir auch nicht sein. Doch erfreulich wäre es schon, wenn man im Umgang mit dem Feuer wenigstens etwas weniger fahrlässig wäre. Manches Leid könnte so vermieden werden.

VEXIERBILD VON DER JAHRHUNDERTWENDE



*Ei, welch liebliches Mädchen kommt dort
einher-spaziert!*